



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schliephake, Th.: Literarische Uebersichten. II. : Gervinus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literarische Uebersichten,

von

Dr. Th. Schliephake.

II.

G e r v i n u s. *)

Mit dem vor Kurzem erschienenen fünften Bande ist das große Geschichtswerk über die deutsche Dichtung beendigt, in welchem der Verfasser, wie er in dem Vorworte sagt, „das wahre Mark unserer poetischen Schöpfungen, und, was so nahe daran liegt, den Kern der schönsten Empfindungen und wie vieles von wahrer Weisheit unseres Volkes, so weit es sich in den Dichtungen niederlegte,“ zu sammeln sich vorsetzte. G. wißt steht dieses Werk in seiner Art noch ohne Nebenbuhler da, und der Werth desselben für das deutsche Volk ist um so größer und allgemeiner, als der Stoff, den es in sich verarbeitet hat, eines der eigensten und lebenvollsten Elemente des deutschen Geistes ist. Die Dichtung, welche der gesammten innern Welt eine Gestalt giebt, welche alle Regungen der Seele und des Gedankens in edlere Formen faßt, hat in unserm Vaterlande von jeher mit der Wissenschaft und der Religion den Beruf getheilt, große Bildungsperioden in der Gesamtheit hervorzurufen, oder sie, als letzte vollendete Kraftäußerung, abzuschließen. Nicht leicht möchte einem Historiker ein so reichhaltiger Stoff zugefallen sein, als die Entwicklung der deutschen Poesie, auf deren unerschöpflichem Boden, mit je-

*) Neuere Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, von G. G. Gerwinus. Zweiter Theil, von Göthes Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege. — Leipzig bei Engelmann, 1842.

dem Hauptjahreswechsel der Geschichte, immer von neuem die geistige Saat aufschleift. Hätten wir ein vollständiges Bild der griechischen Poesie, könnten wir dort die großen Dichter in den verschiedenen Gattungen, die sich, wie bei uns, in einen kurzen Zeitraum zusammendrängen, in ihren Schöpfungen begleiten, und vermöchten wir, mit einem Blicke die Denkmale der redenden und bildenden Künste als Eine Gegenwart des hellenischen Geistes zu umfassen und sie uns nahe zu fühlen, nur dann würde die Geschichte der deutschen Dichtung den Rang abtreten, welcher ihr jetzt gebührt; sie würde vor einer Zeit zurückstehen, die in eben dem Maße eine Blüthe aller Kunst und Poesie erreicht hat, wie die letzte Periode in Deutschland in einzelnen höheren Gattungen. Das Gefühl, welches die Größe des Gegenstandes einflößt, tritt uns in der Schrift von Gervinus auf allen Seiten entgegen; der Verfasser war es sich klar bewußt, daß er ein Ganzes unter der Hand habe, eine abgeschlossene mächtige Lebensäußerung der Nation; und wenn er sich bestrebt, den Gervinm, den dauernden Werth, den die Arbeit unserer edelsten Geister für alle Zukunft hat, uns darzubringen, so ist dies Unternehmen selbst ein Erweis, daß es Zeit ist, über das bisher Geleistete ins Reine zu kommen, und die Erzeugnisse der Vergangenheit in das Bewußtsein des Volkes aufzunehmen.

Der Verlauf dieser Blätter wird zeigen, daß ich Gervinus Leistung nicht überschätze; aber ich glaube, daß nicht leicht ein Leser das Buch aus der Hand legen wird, ohne mit der Geschichte und dem Geiste des Vaterlandes einen festern Bund geschlossen, ohne für viele seiner innigsten Ueberzeugungen neue Bestätigung, ohne über Hauptpunkte von allgemeinem Interesse neue Aufschlüsse gefunden zu haben. Die Forschung unseres Historikers ist beständig auf das Lichtige und Echte hingerrichtet; nicht die gelehrte Kenntniß zu sammeln und aufzustellen, ist sein Ziel, sondern den Kern zu ergründen; nicht bei der äußerlichen Thatsache bleibt er stehen, sondern er schreitet beständig auf den Grund derselben los, auf den Sinn und Willen, der darin liegt. Auch nicht die besondere wirkende Kraft, die Anlage und Richtung eines Autors ist sein letzter Zielpunkt, sondern vielmehr die Bewegung im Ganzen und Großen, das organische Zusammenwirken der Faktoren in der Einen Fluth der National- und Zeitgeschichte. Darin bewährt sich Gervinus als echter Historiker, für den die Personen und Charaktere Kräfte des Ganzen sind, Vertreter, oder vielmehr wirkliche Darsteller der geschichtlichen Mächte und Funktionen, die ein Volk, eine Periode, oder ein bestimm-

tes System im Körper der Geschichte ausmachen. Die Talente, deren Bildung und Thun er uns vorführt, sind eben so wenig mechanische, als isolirte Kräfte, eben so wenig bloße Beamte und Delegirte einer Macht, die nicht in ihnen selbst ruhet, als gefesselte, zufällige, in sich verkommene Gewalten. Er giebt uns das Leben freier Männer, für das Ganze herufener und dadurch auch in sich selbst beruhender Naturen, Glieder eines poetischen Staates, in welchen erst ein jeder seinen wahren Charakter gewinnt und entfaltet. Doch zieht sich der Faden, welcher die Folge der Erscheinungen bindet, nicht als eine abstrakte Regel durch das Werk; noch löst er sich, als ein letztes schematisches Resultat, aus denselben los. Gerwinus ist zu sehr Meister seines Stoffes bis ins Einzelne, um je den durchdringenden Blick vom Ganzen aus zu verlieren. Mögen auch manche Principien des Haltes entbehren; die Form des Werkes bekrundet die größte Consequenz; wir begegnen nirgends dem Willkürlichen, und doch spricht sich alles in Frische und Fülle aus. Neben dieser Kunst, welche, — abgesehen von dem Verdienste der gelehrten Forschung, der Sichtung, der Auswahl und gedrängten Bemächtigung eines unermesslichen Materials, — dem Werke seine bleibende Geltung verschafft, wird man besonders noch eine glückliche Charakterisirung gewahr, welche, immer den Grundriß im Auge, jede Linie, jeden Licht- und Schattenzug zu ihrem Bilde verwendet. Dazu befähigte den Verfasser die angedeutete Methode, die Einzelercheinung an ihre organische Stelle zu heben, und sie so in doppeltem Lichte anzuschauen, in dem ihr eignen, und in dem Tage der Oeffentlichkeit, der Zeit und der Welt, in welche sie gehört. Vielleicht geht diese Schärfe der Charakterzeichnung bei denjenigen Individualitäten weiter, welche der Mißbilligung des Verfassers verfallen sind; hier mußte eine genauere Kritik sich gegen die Autorität mancher verbreiteten Ansicht rechtfertigen. Doch weist sie sich auch bei denjenigen Dichtern aus, über die, als allgemein beliebte, oft geschilderte und beurtheilte, der Geschichtschreiber in Gefahr gerieth, nur das Bekannte zu wiederholen. Viele Aufschlüsse über die Natur und Richtung der hervorragendsten Gestalten des deutschen Parnasses verdanken wir den geistvollen Parallelen, welche der Verfasser bald in Umrissen andeutet, bald bis in die feineren Linien verfolgt. In Gerwinus Betrachtungsweise ist Alles bedeutend, alles thätig; das innere Vermögen des Menschen, und das, was ihm von Außen kommt, bedingen und erklären sich einander; die gemeinhin als Schicksal aufgefaßten Vergnisse und Tugenden eines Menschen, die Hindernisse und Antriebe, wo-

mit die Umwelt gegen das Individuum stößt, werden stets in ihrer Bedeutung, in ihrem Bezuge zu der freien Natur, zu der Selbstentwicklung desselben gezeigt und angewandt. Bedenkt man noch, wie, namentlich in den beiden letzten Bänden, die noch frische Erinnerung der Thaten und Ereignisse es möglich machte, überall die individuellen Triebfedern und die Berührungen der besondern und allgemeineren Geschichtskreise aufzuweisen, und wie doch zugleich die letzte von Gervinus geschilderte Epoche, welche, nach seiner Ansicht, bis gegen die Zeit der Befreiungskriege reicht, sich bereits in dem nöthigen Abstände gegen uns befindet, um die Masse der Erscheinungen mit ruhigem Urtheil ordnen, ihren Grundbau zeichnen und ein Resultat daraus ziehen zu können, so wird man, wenn man das Geleistete überschaut, anerkennen müssen, daß hier ein Werk geliefert ist, welches in vollem Sinne den Namen einer ursprünglichen Geschichte in Anspruch nehmen darf; nicht einer Geschichte aus den Büchern darüber, sondern aus den Sachen, aus der ersten Hand; einer Geschichte, welche aus und zu dem Volke spricht, welche selbst in die Zeit einschreitet, und dem Gelebten eine neue Kraft einhaucht. Was anders soll auch der Geschichtschreiber bezwecken, als die Vergangenheit der Dinge zu überwinden, und die großen Massen des Geschehenen, die, zerstückt und verstreut, den Fortgang der Cultur belasten, uns in einen Besitz zu verwandeln, den wir beherrschen, mit dem wir in unserer eignen Welt wirken können? Nur so wird der Historiker uns bereichern, nur so wird er zu dem, was der Augenblick gebietet, den Gehalt und unvergänglichen Geist, der früher erschienen ist, wieder gewinnen und erhalten. In diesem Sinne strebt freilich die ganze Geschichte jetzt wieder ans Licht zu tauchen; doch müssen wir vor Allem das willkommen heißen, was uns zum Bewußtsein unserer nächsten Vorzeit, und damit zur Einsicht in die heutige Welt verhilft. In Gervinus Schrift tritt uns überall der praktische und nationale Geist entgegen, der Geist des Handelns und der Gegenwart; es bildet dies die ernste Grundlage seiner Arbeit, und giebt seiner Darstellung einen Schwung, eine Gediegenheit und Berechtbarkeit, wie ein solcher Inhalt und ein solches Ziel sie verlangten. Und sollte man auch über die Anwendung, die er von seinen Principien macht, selbst in Hauptsachen anderer Ansicht sein, so wird man doch jener Grundtendenz ihr Recht nicht versagen können.

Durchgehends stellt sich Gervinus auf den Standpunkt der allgemeinen Geschichte. Die neuere Dichtung bildet sich bei ihm als ein Moment der Culturentwicklung heraus, und es kommt ihm dabei zu Stat-

ten; daß in Deutschland die Dichter wirklich für die höhere Bildung der Nation den Ton angegebeu haben. Unabhängig von Höfen und vom Hofgeschmack, von fremden Einflüssen mehr angeregt, als bevormundet, im Dienste keiner Staats- oder Religionspartei, hat sich die deutsche Dichtung als ein Erzeugniß des Volkes erhoben, und die großen Repräsentanten unserer poetischen Geschichte gehören unmittelbar und unverfälscht dem Volke, oder doch demjenigen Theile desselben an, der für die Produktionen der Poesie wahre Empfänglichkeit besitzt. Durch diese unabhängige Stellung hat die deutsche Dichtung nur eine desto dauerhaftere Wirksamkeit erlangt, und man würde sehr fehlgehn, wenn man annähme, daß unsere Sängcr zu der realen Welt keine innige Beziehung haben. Freilich ist ihre Beziehung die eines Dichters, nicht die eines Staatsmannes, eines Publicisten oder Wissenschaftslehrers, — wie Manche, denen die Kunst nur als Mittel gilt, es zu verlangen scheinen; aber das Wort des Dichters dringt unfehlbar in die Gemüther ein, es befeuert und erfüllt die Jugend, und verleiht unserm ganzen Leben eine höhere Weihe. Wir mögen es dem Auslande nachsehen, wenn es uns, die es mehr vom Hörensagen als aus der Erfahrung kennt, für ein beschaulich träumerisches Volk erklärt, und sich einbildet, unser deutscher Gesang banne uns in die abgelegenen Regionen des Gefühls und schwärzender Phantasie. Ist doch in den neueren Zeiten, in keinem Lande, wie bei uns, die Dichtung so tief und segenbringend in das Leben, in Herz und Gesinnung aller Klassen gedrungen. Wenn unsere Dichter sich begnügt haben, auf sittlichem, ästhetischem und intellectucllem Wege auf die Nation einzuwirken, und sich von den augenblicklichen Bewegungen im Volke entfernter hielten, so wird man ihnen daraus nur dann einen Vorwurf herleiten, wenn man das eigne Wesen der Poesie verkennt, und überseht, daß jene Wirkungsart die allermächtigste und würdigste ist. In diesem Betracht wird man auch gegen des Verfassers oft bloß praktische Grundsätze manches einzuwenden haben.

Indem Gervinus von seinem allgemeingcschichtlichen Gesichtspunkte aus, beständig die Wechselbeziehung des dichtenden und realen Geistes festhält, richtet er sein Augenmerk vorzugsweise auf die Gesinnung, auf den sittlichen und nationalen Werth, der sich in den Schöpfungen der Dichter ausspricht; er faßt die Dichter an wie öffentliche Charaktere, und schätzt sie vor Allem nach der Art, wie sie zu dem sittlichen Staate, zu der Gesellschaft, zu dem Kulturstande des Volkes sich verhalten haben. Mit dieser Hinsicht wird Lessing mit Recht

gewürdigt und Schiller gepriesen, als der Mann des Strebens und des Gedankens, der auf die wirkliche Welt alle Anziehungskraft einer idealen, die er in sich trug, ausübte. Die hohe Wichtigkeit dieser Betrachtungsweise ergibt sich von selbst. Nichtsdestoweniger darf sie nicht für die vollständige gelten wollen. Ihr gegenüber steht die rein ästhetische, welche die Kunst und Poesie als eine eigene, freie Welt nimmt, und deshalb des Hinblicks auf das praktische Dasein nicht zuerst bedarf. Ja, diese Ansicht liegt der schönen Kunst und Literatur näher, da sie dieselbe in ihrem eigenen Lichte darstellt; sie gewährt Ausichten, die, von der andern Seite her, nicht rein und völlig zu gewinnen sind. Namentlich tritt die ganze formale Seite der Dichtkunst erst recht hervor, auch das Alterthum kann erst gewürdigt werden, wenn man mit unvermischten ästhetischen Principien daran geht, der Styl, die geschichtlichen Stufen des gesammten Dichtungslebens können nur von da aus in ihren Zusammenhang und in ihrer fortschreitenden Entwicklung durch alle Zeiten begriffen werden. In Gerwinus Geschichte muß das Gedicht zu oft vor dem Bilde, welches er von dem Charakter und Wesen des Dichters entwirft, in den Hintergrund weichen; die Art und Gestalt des Werkes selbst bleibt uns ferner, weil der Verfasser uns nur mit der allgemeinen Richtung, der Anlage, dem Gedankengehalt des Autors beschäftigt. Man kann zugeben, daß dies wirklich das Mark der Dichtungen ausmache. Aber es ist, im besten Fall, doch immer nur Grundlage und schöpferische Ursache des Gedichtes; oft ist es nur Mittel und Vorbereitung, es ist nicht das Produkt in seiner Vollendung, seiner Form, seinem fertigen Bestande. Um eine allumfassende Darstellung der poetischen Literatur zu geben, müßte ein Geschichtschreiber seinen Gesichtskreis, in Vergleich mit dem von Gerwinus abgesteckten, verdoppeln; er müßte dahin trachten, uns auch das eigenthümliche Leben des künstlerischen Geistes, dessen Aufgabe das Schöne ist, in völliger Reinheit erkennen zu lassen, und da müßte wohl über manche Erzeugnisse der deutschen Muse ein ganz anderes Gericht gehalten werden, als Gerwinus darüber verhängt, der uns, in seiner universalhistorischen und praktischen Sphäre befangen, nicht selten in Zweifel läßt, ob ihm das wahre Verständniß des Schönen in der Poesie aufgegangen sei. —

Indem ich eine Uebersicht der letzten Periode unserer poetischen Nationalliteratur gebe, glaube ich für Manche unter den belgischen Lesern dieser Blätter den doppelten Zweck zu erfüllen, sie mit dem vor-

liegenden Werke und dem bedeutendsten Theile unserer Literatur bekannt zu machen. Die Zeit, wovon hier die Rede sein wird, befaßt die Blüthe der deutschen Poesie, von Göthes Jugend, zu Anfange der siebenziger Jahre, bis zu den Befreiungskriegen. Der Verfasser theilt sie in vier Hauptabschnitte, welche den fünfzehnten bis achtzehnten des ganzen Werkes ausmachen. —

Der erste dieser Abschnitte, dessen Anfang sich schon im vierten Bande findet, schildert den „Umsurz der conventionellen Dichtung durch Verjüngung der Nationalpoesie“; es ist dies, nach Gervinus Ausdruck, die „Periode der Originalgenies“. Wir begegnen da einer Menge starker, stürmender Geister; wie im Mittelalter die Liebe, so galt jetzt die Natur als Lösungswort. Alles Veraltete, Erstarrte wird abgethan, gegen die aus dem Alterthum, aus Frankreich und England entlehnten Weisen macht sich eine schöpferische Imagination, die ursprüngliche Produktion, das Genie Bahn. Unter den zahllosen Strebern, die sich damals hervorthaten, hat indeß nur Göthe in der Dichtkunst sofort das Rechte getroffen, während der Mann, der zunächst neben ihm genannt werden muß, Herder, mehr im wissenschaftlichen Gebiete bedeutend war.

Zuerst werden wir nach Preußen geführt, von wo Herder ausging, der nicht so sehr durch eigne Produktionen, als durch tiefe Ideen, durch gesunde Anregungen aller Art der Dichtung einen mächtigen Impuls gab. Er ist darin der Nachfolger Lessings, welcher durch eine geläuterte Kritik, durch klare Unterscheidung des Nichtigen die ganze folgende Epoche eingeleitet hatte. Herder kehrt aller Nachahmung und Ueberscultur den Rücken, um dem originalen Gesang, der Natur und der Jugend der Völker sich zuzuwenden, und die Stimmen fremden Liedes bei uns heimisch zu machen. Kühn, rasch, aufrüttelnd greift er in die Geschichte, in die Natur, Kunst und Wissenschaft, immer voll Liebe, voll Hingebung an seinen Gegenstand. Sehr treffend zeichnet Gervinus als Herders Grundcharakter aus: „das Ich aufzugeben“. Daher, bemerkt er, fand er sich so gut in fremden Geist, liebte die Naturgesänge, die keinem Einzelnen zugehören. — Auf der andern Seite richtet sich unser Blick nach den Rheinlanden, wo Göthe auftrat. In ihm erkennen wir, bei ursprünglich receptiver Anlage, die Neigung sich abzumauern, die Massen und das öffentliche Leben von sich abzuwehren. Bei Göthe hat Alles einen realistischen Boden, alle Dichtungen sind bei ihm „Bruchstücke eines Lebensbekenntnisses“; Alles knüpft sich in ihm an die reiche, mächtige Persönlichkeit. Wie er selber im Göz sagt, den Dich-

ter macht das von Einem Gefühle ganz erfüllte Herz; das innere Erleben. Durch seine ganze, lange Dichterlaufbahn, konnte er von der Richtung nicht abweichen, „das was ihn freute, oder quälte, oder beschäftigte in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich abzuschließen“. Dadurch unterschied sich Göthe von Klopstock, daß er immer bei der Bewältigung des Gefühles angelangt war, wenn er ans Werk ging, während Klopstock unter der Herrschaft seiner Empfindungen schrieb. Daher bei Göthe die Ruhe, die Klarheit, der Frieden, welche den wahren Genius ankündigen und die ihn in den Stand setzen, bei lebhafter Empfänglichkeit, zwischen sich und den äußern Dingen eine Schranke zu befestigen. Herdern kann man als Pädagogen und Arzt des jungen Göthe ansehen; er verleidete ihm in Straßburg die kleinsten Vergnügungen und Liebhabereien, denen er gerne nachhing, raffte ihn mit sich auf seinen hohen Standpunkt empor, gab ihm Selbstvertrauen, und ließ ihn die Armseligkeit der damaligen Literatur erkennen. Durch seine ersten zwei Werke verwandelte Göthe, mit Einem Schläge, die Gestalt der deutschen Poesie, er errang für dieselbe einen entscheidenden Sieg über alle fremden Einflüsse. In dem Götze machte sich das Freiheitsgefühl Luft, das die Jugend zu ergreifen anfangt. Es war die Zeit, als Friedrich der Große den norddeutschen Staat gründete, und als in Amerika der Unabhängigkeitskampf ausbrach. Gervinus charakterisirt dies Werk folgendermaßen: „Wie das Genie im Poetischen und im Moralischen sich selbst Gesetz sein sollte, so erscheint hier ein großer Mann in anarchischen Zeiten an der Stelle des politischen Gesetzes“. Doch wird mit Recht beigefügt, daß das Imposante, das Welthistorische jener Zeit im Götzeschen Drama nicht heraustrete. Ich möchte den Götze ein Ritterstück in der besten Bedeutung nennen, ein Reichstück aber ist es nicht, und keine der darin spielenden Personen thut für ein solches Genüge. In seinem Werther, sagt Gervinus, stellt Göthe „ein Bild des moralischen Genies auf, in Beziehung auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse“. Als „moralisches Genie“ zu gelten, scheint mir Werther nicht bedeutend genug; er erliegt der Leidenschaft, der unglücklichen Liebe; es läßt sich nicht behaupten, daß er „alle Welt bekriegt“; denn die Welt dient ihm nur als Stoff einer Sentimentalität, die nicht aus ihrem Kreise tritt. Er müßte Reaktion besitzen, um mit dem Genie Verwandtschaft zu haben. Erst bei Schiller wird uns das moralische Genie vorgeführt. — Nach einer Zwischenzeit minder wichtiger Erscheinungen und kritischer Fehden, sehen wir den Dichter, um's Jahr 1775, am Hofe zu Wei-

mar, wo sich damals die ersten Männer der Literatur, Wieland, Herder, wie später Schiller, zusammenfanden. Zehn Jahre lang brachte Götthe nichts von großem Belang zu Stande; man hätte glauben sollen, daß er in den Zerstreuungen des Hofes sich verloren habe, wenn nicht die Folge bewiesen hätte, daß er damals die mächtigsten Empfindungen und Pläne in seiner Seele zeitigte.

In der nächsten Abtheilung wird eine Reihe von Schriftstellern charakterisirt, welche Wielands Schule bilden. Die starken, naturwüchsigten Geister lehnten sich gegen Lessings strenge Kunstbetrachtung, so wie gegen Gellerts moralisch-didaktische Tendenzen auf, welche, meinten sie, zu „weibischer Kleingeisterei“ führen. Bestandlos, nach Effekten haschend, fahren sie hin und her nach dem Vortrefflichen, bald in Petrarca und Metastasio, bald in spanischen Formen. Am meisten fruchteten die italienischen Studien, da diese „studentisch-niederländischen Geister“ davon am wenigsten in sich hatten. Sodann warf man sich auf die Ergründung der Malerei und Plastik, und unter den Niederländern, Griechen und Italienern gewannen die letzteren den Vorzug.

Dem Wielandschen Anhange entgegenstrebend, finden wir die Schule Klopstocks, in der das Ethische, Religiöse und der Patriotismus gehegt wurde. Klopstock war es, der dem Göttinger Dichterbunde einen Anhaltspunkt gab. Freundschaft und Vaterlandsliebe waren das Band dieses Vereins, wie sie ja auch die Seele so vieler Klopstockschen Gedichte sind. Bei Bürger hebt Gervinus das Pathologische und Kritische, überhaupt die Zwiespältigkeit seiner Natur hervor. Mit Recht vertheidigt Gervinus Schillers strenges aber wohlgemeintes Verfahren gegen Bürger; Schiller wollte dem Dichter, bei dem Phantasie und Wirklichkeit sich verwirren, auf die rechte Bahn verhelfen; Bürger war zu schwach, um sein Urtheil sich zu Nutzen zu machen. Den Stollbergen, die Klopstocken am treuesten nachempfanden, fehlte es doch, wie so manchem erregbaren Gemüthe, an einem festen Kern, und die Außenwelt konnte ihnen denselben nicht leihen. — Es überwiegt bei den Göttingern die Receptivität und Reflexion. Wenn Gervinus darin bei ihnen den norddeutschen Charakter verfolgt, so kann dies nur im beschränkten Sinne gemeint sein; denn der Norden hat sich später auf ganz andere Weise in der Poesie kund gegeben. — Ein unberechenbares Verdienst erwarb sich Boff durch die Einbürgerung des Homer, der Quelle der Dichtung, auf den alle unsere großen Poeten einmal zurückgehen mußten. Der Kampf um den Hexameter macht Epoche im poetischen Styl, wie Luthers Bibel in der

Sprache überhaupt, wie Winkelmann für das Verständniß der plastischen Schönheit. Mit dem Hexameter, dessen Versfuß Gleichgewicht und Bewegung vereinigt, schwang man sich über den leichten und noch gleichgültigen Gang des Jambus hinaus, ein edleres, gehalteneres Pathos wurde der Dichtung eingeprägt, welches sich fortan auch den andern Maßen, wie dem tragischen Vers bei Göthe und Schiller, mittheilte. Bei Voss verweilt Gerwinus mit Vorliebe. Mir scheint dieser Autor überschätzt zu werden. So schön auch die Charakteristik desselben ist, dürfen wir doch, wie das Publikum längst entschieden hat, das Prosaische und Gemachte bei Voss nicht zu gering anschlagen. Es fehlte Vossen an dichterischem Gefühl, und dafür kann die ehrenwerthe Gesinnung und die protestantisch-philosophische Wirksamkeit des Mannes kein Ersatz sein. Voss, der von aller Genialität frei war, und so besonnen und bewußt verfuhr, fordert uns billig auf, den strengsten Maßstab an seine poetische Größe zu legen. — Die Gruppe, welche bei Gerwinus als Klopstocks Schule bezeichnet wird, erscheint, selbst als Vermittler und Ausgleicher betrachtet, unklar und lose. Schon Bürger will sich nicht recht hineinflügen, Voss wächst darüber hinaus, Claudius spielt in dieser Gesellschaft eine zweifelhafte Rolle, wenn er auch als Leser und Bewunderer dem großen Meister zugethan ist; man sollte ihn eher zu den Moralistrenden und Frommen anderer Künste schlagen. Hebel und verschiedene Dialektpoeten stören vollends die Consequenz dieser Abtheilung.

Zunächst wenden wir uns wieder zu Göthe. Zwischen ihm und der Poesie lag damals das Hofleben. Erst der Anblick Italiens, erst Rom ruft den eingeschlummerten Genius wieder auf. Mit dem Kunstsinne erwacht der sittliche, das Studium der Natur und bildenden Kunst bildet in ihm die schöne Form, den klassischen Styl aus; in Rafaels Agathe findet er ein Musterbild seiner Iphigenie; auf Winkelmanns Spuren gelangt er zu dem Verständniß Homers. Mit dem Natürlichen, dem er bisher gehuldigt, sucht er das Schöne zu vermählen; Gesetz, Maß, sowie Beschränkung, die ethischen Tugenden des Künstlers, prägen sich tief in seinen Geist ein; Göthe, auf der Schwelle der Reise, fühlt sich „dem Alterthum nahe und verwandt“; er ergiebt sich ganz dem künstlerischen Beruf, aber er entfremdet sich für immer dem handelnden Leben. Der „Ausdruck dieser inneren Versöhnung bei Göthe“, wo er alles Reformatorische und Tumultuarische abthat, ist die Iphigenie, ein Stück, welches, trotz seines antiken Gepräges, doch durchweg dem modernen

und Göthefchen Ideentrefse angehört. Die Vollendung der Form ist noch bewundernswerther im Tasso, worin der Dichter ganz die innere Handlung walten läßt. In diesem Gedicht hat Göthe den Zwiespalt zwischen Dichter und Weltmann, ein inneres, aber von ihm überwundenes, Erlebnis niedergelegt. Egmont ist, ähnlich dem Schillerschen Don Carlos, ein Uebergangswerk, bald an Götz, bald an Tasso anklingend. Seine ganze Natur sprach Göthe im Faust aus, dem Hauptwerke, welches sich durch sein ganzes Leben schlingt. Faust ist zuerst Repräsentant der „dunklen Sturm- und Drangperiode“, aus Göthes Jugend. Aus dem Streit zwischen Sinnen und Leben, trachtet der Held nach voller, einiger Bethätigung seines Wesens, nach gleichmäßiger Ausübung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte. Faust erweitert sein Selbst zu dem der Menschheit, Schmerz und Lust der Menschenwelt häuft er auf seine Brust; ohne Unterlaß strebend, erklärt er das Beharren im einzelnen Genuß für seinen Untergang. Aber er entgeht doch nicht der Macht der Theilung, welche die Weltgeschichte beherrscht hat; dem abstrakten Wissen sich entwindend, geräth er in Sensualismus, in den Wechsel der Empfindung. Die Versöhnung des Zwiespalts, die, nach Gervinus Ansicht, aus dem Handeln entspringt, aus der Thätigkeit im Ganzen, wird von ihm nicht erfahren. „An dieser Stelle stand Göthe fest, wo er seinen Helden feststehen ließ; er hatte keinen Sinn für das handelnde Leben und die Willenskräfte des Menschen; und Schiller, der diesen Sinn in hohem Grade befaß, mußte ihm erst den Begriff der normalen menschlichen Entwicklung angeben, zu dessen Erfassung Göthe, trotz allen Reflexionen über die Epochen des Menschen, nie gelangte. Und der Dichter, der nichts ohne die angeschauten Vorbilder des Lebens dichten konnte und wollte, stand an dieser Stelle nothwendig still, weil das Vaterland hier selber still stand, das die Kluft zwischen dem empfindenden, dem denkenden Leben und dem activen noch heute nicht überschritten hat, und dem Anscheine nach noch lange davor stille liegen wird.“ Daß Faust den ganzen Lebensgang Göthes in sich begreift, unterliegt keinem Zweifel, daß er aber, wie Gervinus auszuführen sucht, in eben dem Maße den Gesichtszug der deutschen Nation bedeute, dagegen spricht schon dies, daß die Nation einen Schiller hervorbrachte, welcher die andere Richtung, den Willen und den Sinn für das Gemeinwesen, gleichfalls aus seiner Zeit und seinem Volke heraus, entfaltete. Dazu kommt, das der erste Faust den umgekehrten Gang gegen den allgemeinen der Nation nimmt; er giebt das Forschen und Wissen daran, um die Woge des Lebens zu

versuchen, während der deutsche Geist, vollkräftiger und unverletzt, aus der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts, woraus Faust hervorschießt, sich immer tiefer und glücklicher in den Gedanken einlebt, und sich ein wissenschaftliches Dasein gründet, in welchem er keineswegs dem Handeln entfremdet wird, sondern vielmehr die gesammelte Energie überallhin zu verbreiten sich rüstet. Unser Vaterland ist weit entfernt, sich in den Götteschen Quietismus zu versenken. Der zweite Faust findet bei Gervinus keinen sonderlichen Beifall; er ist allegorisch, das Produkt des Alters. Hier indes dürfen wir wohl von der sinnlichen Kunstgestalt absehen, um auch den Grundgedanken, die Seele des Werkes, für sich ins Auge zu fassen. Wir finden, daß Faust im höhern Alter ans thätige Leben schreitet, aber auch darin immer weiter und weiter getrieben. Allein das letzte Ziel, mag es auch dem der Erde entstehenden Faust so erscheinen, liegt auch nicht in dieser That, und dem Herrschaftsgefühl, das sie gewährt. Die Liebe, die menschliche sowohl als die göttliche, geht darüber hinaus; sie übertrifft die strebende Welt mit all ihren Gütern und all ihrem Erwerb. Hier, auf dem Schlußsteine seiner Kunst, hat Göthe die poetische Wahrheit mit der sittlichen und religiösen in Einklang erkannt, und ich glaube, daß seine Idee von den Forderungen des praktischen Verstandes nicht zu erschüttern ist. Immer ist der zweite Faust nur Symbol, nicht Kunstwirklichkeit, weil Göthe darin nur schaut und deutet, was im Volke, von dem er nur ein Stück und einen Moment vorstellt, sich schon zur vollen Wahrheit hinauszuarbeiten anfing. Um der Nation ganz zu entsprechen, hätte Faust das Wissen wiedergewinnen und den unruhigen Genuß der Welt gegen den Geist der Weisheit und Liebe eintauschen sollen, wie das alles unser Volk, durch Schiller, aber nicht durch ihn allein, gethan hat. Durch die Faustdichtung hat Göthe eine ganze Gattung begründet: das Individuum als Träger und Erleber der Menschheit, — die höchste Stufe der Fülle und Freiheit. Der Fauste sind offenbar viele denkbar; wenn irgendwo, so müssen daran die partiellen und dienenden Producenten und Kritiker verunglücken. Vielleicht ist die Geschichte selbst unser wahre und rechte Faust, und es käme nur darauf an, die Punkte zu finden, wo die Geschichte als Ganze in einem Individuum wirkt. Dst hat man, von dem Gegensätzlichen im Faust ausgehend, zum Maschverus gegriffen, und auch Gervinus deutet an mehreren Stellen darauf hin, als einen Vorwurf, woraus sich eine Philosophie der Geschichte entwickle. Die Schwere, der Werth dieses Stoffes ist nicht in Abrede zu stellen. Je-

doch steckt zu viel kritisches Element darin, um der Poesie vollkommener zuzusagen. Es gäbe einen verdrehten Faust, wosern man das mephistophelische Wesen, den Zweifler, zum Helden stempelte. Mir scheint, daß der Gegenstand dem modernen Bewußtsein nicht mehr gewachsen ist; die Opposition gegen den Lauf der Weltgeschichte ist im Gedanken überwunden, der Gott der Geschichte ist anerkannt. Wozu also die Frage, bei der Witz und Verstocktheit gleiche Rolle haben, noch einmal abspinnen? In der Region der Welterschmerzler, der in der Geschichte Unheimlichen, könnte der Abasver einen entsetzlichen Effekt machen; zumal, wenn ein gewandter Poet darauf verfallen sollte, dem verhärteten Spötter Recht zu geben, und so den Bau unserer Jahrtausende in Brand zu stecken.

In die Jahre, wo Göthe seine vollendetsten Schöpfungen in die Welt sandte, greift Schillers erstes Auftreten, der sofort als Freund der Nation begrüßt ward. Schon aus Schillers Jugendgesängen spricht jener „Römersinn und Freiheitsseifer, jene männliche Natur“, wovon alle seine Dramen Zeugniß geben. Aus allem Drang, aus allen Leidenschaften seines durch äußern Druck gespornten Geistes, ging diese dich- tende Willensnatur kräftig und heil hervor; immer blieb ihm der „Gegensatz gegen die gemeine Welt“, auch die Freisinnigkeit, ohne Modeliberalismus und Revolutionstaumel. In den drei ersten Werken variiert Schiller, nach Gervinus, den Freiheitsgedanken auf folgende Weise: in den Räubern erscheint der „Gegensatz gegen die ungrenzende Welt, die Zerrüttung des Familienlebens“; im Fiesko die „Zerrüttung des Staatslebens“; in Kabale und Liebe die „Kluft der Stände, die Zerrüttung des Hoflebens“. Von da bis zum Don Carlos ist schon, in Betracht der Kunst, ein großer Abstand. Schiller wollte in Don Carlos „an die ästhetische Bildung die politische der Nation anknüpfen“. Denn schon damals hegte Schiller den hohen Begriff von der Kunst, wie er ihn später in seinen ästhetischen Schriften entwickelte, „daß ihr die Würde der Menschheit in die Hand gegeben sei“. Für ihn war Geschichte und Philosophie, was für Göthen die Betrachtung der Natur und bildenden Kunst, und dies führte Schillern zu der regen Theilnahme für die öffentliche Welt, was ihn vor Göthen auszeichnete, und ihn in der Liebe des Volkes höher als diesen gestellt hat. —

Der nächste Abschnitt giebt eine Uebersicht der schönen Prosa, der Romankliteratur, vornehmlich der humoristischen Romane. Unter allen tritt Richterberg heraus, während Jean Paul zurückgesetzt

wird. Freilich ist Jean Paul, der Vertreter der Juvenilität, nur für die Jugend genießbar; er gleicht darin Boffen, den der Verfasser doch so sehr ans Licht zieht; Boff taugt für den Schüler, Jean Paul für die empfindsame, lustige Jugend. Nur dürfen wir deswegen das Hochpoetische seines unvergleichlichen Humors nicht verkennen. Daß er sich im Kleinleben ergeht, ist kein Vorwurf, denn das ist die Art des Witzes, mit jeder Ecke, mit jedem Punkte unserer Existenz an die allgemeine Menschennatur anzuklopfen, sich, befangen im getheilten und bedingten Dasein, mit der unendlichen Vielheit unserer Kleinwelt nach dem Ideale hin aufzurichten. Der Humorist muß dem unaufhaltsam lachenden Widerspruch, bis in die letzten Atome nachjagen. Jean Paul ist ein Magazin, wie die Naturreiche. In ihm stößt schon die Poesie mit dem reinen Gedanken zusammen. Werbinus übersteht den unermesslichen Gehalt an Wahrheit und tiefer Empfindung, der in seinen Werken liegt. Auch ist es falsch zu sagen, daß seiner Weltanschauung die Einheit abgehe. Der Humor zeigt für jeden Widerspruch die Forderung der Einheit; real stellt er sie noch nicht dar, aber gemüthlich und ahnend läßt er sie gewinnen. Ein gänzlicher, unbedeckter Widerspruch wäre Bruch und Vernichtung, eine zerfahrene Verzweiflung, über die selbst Byron, der noch schärfer als Jean Paul ist, immer emporragt. —

Nachdem der Verfasser die Einwirkung der Wissenschaft und Lebenszustände, und die Gattungen der Prosa, die daraus hervorgehen, als theologische Romane, pädagogische, historische u., näher beleuchtet hat, nimmt er in dem Abschnitt: Schiller und Göthe den Hauptfaden wieder auf. In „Geschichte und Politik“, eine Ueberschrift, woneben sich Göthes Namen ironisch ausnimmt, verbreitete sich in Deutschland von Herder und Lessing angefaßt, der Geist des Kosmopolitismus, des Humanismus und der Universalität. Schiller, „in dessen Natur überhaupt der Fortschritt aus der ästhetischen in die historische und philosophische Welt vorgeschrieben lag“, folgte am aufmerksamsten den Begebenheiten des Tages. Die französische Revolution gewann nur auf kurze Zeit die Bewunderung unserer großen Schriftsteller; das Imposante wich bald dem Entsetzen vor einer Staatszerstörung, gegen die der Deutsche sich im Innersten empören mußte. Göthe, in allerlei Studien dilettantisch verloren, war bereits in die „historische Ansicht“ eingelehrt, er ließ die Welt ihren Lauf gehen. Nur Forster bewahrte, den Ereignissen gegenüber, eine feste Ansicht. Die neue Philosophie, von Kant begründet, traf, vermöge ihrer sittlichen Würde und ihrer höheren Kunst-

principien, in Schiller auf einen verwandten Geist. Das Nachdenken über die schöpferische Kraft führte mit dem abschließenden Jahrhundert auf den „gefährlichen Höhepunkt, wo die Poesie vom Baume der Erkenntniß brach und von wo an für die nächste Zukunft ihr Fall unvermeidlich schien“. Doch ist dieser Fall bei Schiller, der am weitesten auf jener Bahn vorschritt, nicht eingetreten. Wenn Bewußtheit und Produktivität sich beeinträchtigen, so ist es immer ein Mangel in der einen oder der andern. Göthe seinerseits war auch nicht ohne Theorie, schon der Briefwechsel mit Schiller giebt dafür Zeugniß. Darin aber muß man Gerwinus beistimmen, wenn er hinzufügt, „die Bewußtheit sei ein Reichthum, den keine andere Poesiegeschichte so leicht werde aufweisen können“. Wir brauchen dies nicht aus einer vorwaltend wissenschaftlichen Anlage des deutschen Volks herzuleiten; die poetische Anlage hat wenigstens keinen geringern Antheil an seiner Bildung, und es scheint der deutsche Geist für alle freien Werken den gleichen Beruf zu haben. In den Abtheilungen „gemeinsame Thätigkeit“ und „Schauspiel“ wird der für deutsche Poesie so fruchtbare Bund zwischen Schiller und Göthe besprochen, ein Verhältniß zweier gleichstehenden Männer, gegründet, wie Schiller sagte, „auf wechselseitige Perfektibilität“, wie Göthe, „auf Ergänzung“. Sie schlossen den Bund zwischen „Natur und Freiheit“, wodurch Schiller der Erfahrung, Göthe dem Gesetze näher gebracht wurde. „Zwischen Aristoteles und Plato“, sagt Gerwinus, „zwischen Zeno und Epikur, zwischen Rousseau und Voltaire, Ariost und Tasso, Pope und Calderon, Wolfram und Gottfried hat sich der Streit nie geschlichtet und wird sich nie schlichten; noch zwischen Herder und Lessing, zwischen Wieland und Klopstock liegt diese Klüft, über die diese Männer selbst nicht hinweg konnten. Daß Göthe und Schiller diesen eigensinnigen Abschluß überwanden und in der Anschauung ihrer Himmelweit getrennten Naturen einen Genuß fanden, dies war das erfreuliche Zeichen, daß jene ächte Cultur und Menschheit, die sie aufstrebten, jene Versöhnung von Natur und Geist, unter uns möglich geworden ist“. Die vereinte Thätigkeit Göthes und Schillers ist durch eine Reihe Unternehmungen bezeichnet, welche beweisen, wie sehr sie auf einander einzugehen verstanden. Die Horen, der Musenalmanach, die Xenien, die Balladen und Iyrischen Gedichte waren die Vorläufer zu größeren Schöpfungen. Göthe arbeitet am Meister, am Faust, er erhebt sich in Hermann und Dorothea aus der Idylle ins Epos. Schiller greift, nach mehrjähriger Unterbrechung, aufs neue zum Drama. Der Wab-

Letztein erscheint, den Gervinus als den Hauptrepräsentanten der deutschen Tragödie betrachtet. Und gewiß, dies Gedicht ragt, durch Geist und Form, unter den vaterländischen Dramen hoch hervor. Gervinus verwirft die Liebesepisoden des Wallenstein, die freilich anfangs matt ausgefallen sind. Mir scheint der Gedanke dieser Episoden nothwendig. Da Schiller das Lager, anstatt es ins Gedicht zu verweben, ausgesondert hat, so würden, stößt man die sentimentalen Partien hinaus, die beiden Haupttheile der Tragödie zu einformig sein. In den Staatsaktionen kann ich Schillern nicht so bewundern wie Gervinus thut. Ich finde die Menge unbedeutender soldatischer Offiziere so ungünstig für eine dichterische Composition, wie die nackten Hofmannscharaktere anderer Schillerschen Schauspiele. Mit dem Wallenstein, heißt es bei Gervinus, „kehrte Schiller ganz ins Nationale ein“, und entsprach der großen, kriegsbewegten Zeit, in der er lebte. Ueberhaupt ist Gervinus der Meinung, daß das Drama, als die Spitze aller Poesie, mit den großen Bewegungen der Geschichte gleichen Schritt halte, und er spricht deshalb der jetzigen Zeit die Anlage zum Nationalschauspiel ab, da man „in den mißgünstigen und mißrathenden Zeitverhältnissen“ erst dafür zu sorgen habe, „Geschichte zu machen“, dann würde man sich „für das Geschäft der poetischen Mache ein besseres Glück versprechen dürfen“. Dagegen ist zu erinnern, daß auf so specielle Zukunftsfragen der universalhistorische Standpunkt keine gültige Entscheidung, es sei denn einen absolutistischen Machtanspruch, giebt. Es liegt da eine mehrfache Möglichkeit vor uns, das Talent ist unberechenbar, und wer dürfte es wagen, nur das morgende Jahr vorauszuzeichnen? Ja, mit welcher Befugniß sollte man, zu irgend einer Zeit, der Poesie das Recht verweigern, in der Welt des Handelns, auf die wir uns immer verwiesen sehen, etwa eine Initiative zu ergreifen? Hier muß die Wissenschaft sich bescheiden, nicht massenhaft in die Praxis zu stürmen, sondern die individuelle Wahl dem Individuum, dem sie zusteht, zu überlassen. Wird ja die That sofort entscheiden, ob ein Talent seinen Zeitberuf, und ob das Jahrzehend seine Männer gefunden habe. — Der Verfasser geht darauf zu einer antithetischen Vergleichung zwischen Schiller und Göthe über, dort den Tragöden, hier den Epiker zeichnend. Diese Schilderung ist wohl die gelungenste Partie des Werkes, indem hier die Geschichte auf dem Punkte des Gleichgewichts angelangt ist. Die Wirksamkeit der beiden Dichtersfürsten hatte ihren Mittelpunkt in der Bühne, welche sie, unbehindert von dem Gelüste des Hausens, aus der herkömmlichen Mittelmäßigkeit

zogen, und dadurch eine Pflanzschule des reinen Geschmacks gründeten, die noch jetzt für das Bessere, für die Poesie im Theater nachwirkt. In der Geschichte der deutschen Bühne, seit der Zeit, wo die wandernden Truppen sich in stehende verwandelten, giebt uns der Verfasser eine Folge gewichtiger Ideen über eine Anstalt, die jetzt zu isolirt vom Staate dasteht, die zu sehr der Festlichkeit, welche ihr bei den Alten eine sittliche Unterlage gab, beraubt ist, um den nationalen Zweck zu erfüllen, den unsere großen Dichter, und vornehmlich Schiller, dabei im Auge hatten. Es gelang damals in Weimar die „gemein naturalistische Manier des Vortrags“ abzuthun, die poetische Rede, ein gehalteneres Pathos einzuführen; das Vortrefflichste der einheimischen sowie der fremden Poesie suchte man zur Darstellung zu bringen, und auch darin ließen sich unsere Dichter von dem Sinn für Universalität leiten, der in Göthe die bekannte Idee der Weltliteratur hervorrief, und Schillern antrieb, aus allen Völkergeschichten tragische Stoffe zu wählen. Es erschienen, in den wenigen Jahren seines Weimarer Aufenthalts, von Schiller die Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina und zuletzt Tell; und so abermals die Seele seiner Dichtung, den Freiheitsgedanken, in Rede setzend, schien Schiller den Kampf um Befreiung vorzuleben; den das deutsche Volk nach seinem Tode austämpfen sollte. Schiller schwebt als ein Genius über dem Vaterlande und am Himmel der Menschheit, und wie er mitten in der Kraft und Blüthe des Wirkens dahinschied, so weckt sein Angebenken bei Allen, die sein Geist berührt, den begeistertsten Aufschwung des Gedankens und der That, das Gefühl eines sittlichen Daseins, des Strebens für alles Menschliche.—

Der letzte Abschnitt behandelt die romantische Schule, doch nur im Umriss. Auch Göthe dichtete in den letzten Jahrzehnden unter dem Einflusse der Romantik; er, dessen Leben in so seltenem Grade abgerundet ist, kehrte auch noch in die orientalische Gefangenschaft ein, und schloß mit dem Symbolischen, um so an dem Ausgangspunkte der Künste und Wissenschaften anzulanden. In der romantischen Poesie war es vor Allen Tieck, der ganz neue Formen schuf und eine bisher ungelammte Dichtung offenbarte. Wir folgen in diesem Theile unserm Verfasser um so weniger, als sein Urtheil über diese ganze poetische Entwicklung dem Gefühle widerspricht, womit die deutsche Nation dieselbe aufgenommen hat. Gervinus setzt die Romantik als den Verfall der deutschen Dichtung. Ich erkenne darin den Umsturz der bisherigen Göthe-Schillerschen Epoche, welcher mit der Wissenschaftsbewegung zusammenfiel, nicht aber.

ein Absterben der gesammten Kunst. Die Romantik, wie sie in Lied sich darstellt, hat eine glühende Begeisterung, einen Schwung des Gemüthes und freier, ursprünglicher Imagination vor dem verflohenen Zeitalter voraus. Sie strebt neue Arten des Gesanges, und schlägt Tonverhältnisse an, welche die wieder flüssig gewordenen Massen des Lebens zu einer dichterisch idealen Welt ausbilden. Bei der Romantik begegnet es unserm Historiker, die wahren, dunklen Genialitäten mit den wahren Dichtern zusammenzuwerfen und aus unruhigen, forcirten Einzelkräften, welche um die Grenzen der Poesie herum schwärmen, den allgemeinen Geist zu suchen. Für die praktische Ansicht werden in der Geschichte der Poesie viele Räthsel bleiben; hier hat sie dem Verfasser das Licht des reinen poetischen Daseins gebrochen. —

Wenn Gervinus am Schlusse seiner Schrift den Satz wiederholt, daß es das mangelnde Staatsleben sei, was unsere Literatur darniederhalte, so liegt darin eine in Deutschland tief gefühlte Wahrheit. Nur im großen Leben des Volkes und Staates findet die Dichtkunst ihre wahre Heimath. Dennoch dürfen wir daraus nicht folgern, daß der Wettkampf der Kunst vollendet sei. Bei dem Bildungsstande der Gegenwart, wo alle Häupter der Geschichte, die Wissenschaft, Kunst, Religion, der Staat, nach Verständniß, Einheit und Gemeinschaft streben, ist nicht anzunehmen, daß die politischen Verhältnisse, das wachsende Volksleben, auf abstrakte Weise für sich allein gedeihen können. Wir fordern für die gesellschaftlichen Formen einen Gehalt, ein inneres Bilden und Schaffen, das sich selber Zweck ist; dies aber ist nichts anderes, als die großen Werke des Geistes, Wissenschaft, Kunst, Kirche. Sie alle bedingen und fördern sich untereinander und mit dem Staate, sie tragen ihn, wie sie von ihm getragen werden, und wenn man in den großen Fragen der Zeit die Denker und die Dichter in den Hintergrund schieben will, so hat man, — vorausgesetzt, daß Jenen Licht und Gesang geschenkt seien, — den Staat und das Volk in seinem edelsten Triebe gelähmt.